

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 286.

Mittwoch, 8. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(8. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirakauer.

Dem Vater entging die lichterlose Verliebtheit seines Kindes keineswegs. Er hätte auch mit hoffnungslosester Blindheit geschlagen sein müssen, diese ehrbare Annäherung seiner Tochter nicht zu entdecken. In seiner jovialen, lärmenden ungenierten Weise ließ er seiner Beobachtung Ausdruck.

„Donnerlichting!“ rief er, „die Kleine —“ sie war 35 Zentimeter größer als er — „die Kleine hat's gepackt. Sapperment! Ha, was sage ich immer? Liebe auf den ersten Blick oder nie! Wenn es bei Ihnen ebenso plötzlich einschlägt, können wir in einigen Tagen Hochzeit feiern.“

„Ach ja!“ bettelte Florence kindlich und klatschte selbstvergessen in die Hände. Dann sah sie Robert ängstlich flehend an.

Er fühlte, er müsse auf diese Herausforderung von Vater und Tochter etwas ziemeendes erwidern; und er stotterte: „Ja, ja — gewiß — natürlich!“

Worauf Florence begeistert quittierte: „Wie geistreich, Papa, hör nur, wie originell er ist!“

Wozu der Alte lakonisch nickte.

Als man sich vom Tisch erhob, bemerkte Ronald, daß er heute abend wohl noch Besuch erhalten würde. Ein Bekannter aus Greenville, ihrer Heimat, ein Freund der Familie, einer der tüchtigsten, jungen Polizeioffiziere der Stadt, arbeite zurzeit zu seinem letzten Schiffe bei der New Yorker Kriminalabteilung. Sie hätten ihm ihre Ankunft gemeldet, und wie er Bill Hoot kenne — Er kannte ihn.

Denn schon meldete der Diener den jungen Süd-Caroliner.

Bob hatte nie ein prächtigeres Mannesexemplar gesehen. Groß, schlank, kernig, Sportsmann vom Scheitel bis zur Sohle. Er hieß ihn mit aufrichtiger Herzlichkeit in seinem Hause willkommen. Florence und Billy begrüßten sich wie alte vertraute Jugendfreunde.

Als man plaudernd im Salon saß, der kostbaren Gemäldegalerie des Hauses, die alle jene wunderbaren Schätze barg, die der Vater auf langen Reisen in Europa gesammelt hatte, sogar ein später Rembrandt leuchtete in licht-dunklem Schmelze von der Wand — begriff Robert nicht recht, daß Florence ihn diesem Gefährten ihrer Kindheit vorziehen sollte. Er mußte sich eingestehen, daß dieser junge Mann mit den schönen, scharfgeschnittenen, energischen Zügen ihm — ebenbürtig war. Freilich, das Neue lockt und reizt stets stärker, das wußte er. An Jugendgespielen ist man vielleicht zu sehr gewöhnt, um sie als Erwachsene zu lieben. Doch bei Billy schien die Gewöhnung reifere Empfindungen nicht verschüttet zu haben. Ihm glückte bisweilen, wenn er mit Florence sprach, etwas in den Augenwinkeln, das Bob mit Sorge erfüllte.

Mit Sorge? Mit Sorge! Mit eifersüchtiger Sorge. Denn obwohl er nicht die kleinste Anwendung von Neigung zu der jungen Ronald verspürte, und obwohl er sich geschworen hatte, sie nur zu heiraten, wenn er sie wirklich liebte — zu mehr verpflichtete ihn das Vermächtnis des Vaters nicht — war ihm diese Zärtlichkeit in des

Polizeimanns Blicken sehr unangenehm. Paradox, aber wahr.

Und doch hatte er im Grunde nicht den geringsten Anlaß zur Eifersucht. Denn trotz aller kaum gedämpften Leidenschaft ihres alten jungen Freundes tat Florence sich Robert gegenüber durchaus keinen Zwang an. Sie feuerte weiter, ohne Scheu, sie fand den Gastgeber auch fernerhin unerhört witzig, geistvoll, originell und unterhaltend. Und mit gelinder Genugtuung erkannte Bobby die Qualen und Schmerzen, unter denen Bill bei dieser haltlosen Schwärmerei der Jugendgespielen sich wand und zuckte.

Selbst ohne Liebe sticht man gern einen würdigen Rivalen aus.

Ohne rechten Jubel nahm er daher des alten Jeremia Vorschlag auf, nun „einige vertrauliche Worte“ von ihm entgegenzunehmen.

Mit geteilten Gefühlen überließ er dem Nebenbuhler seine Beute und folgte dem Gaste in das Arbeitszimmer des Vaters.

Hier erblühte ihm die undankbare Aufgabe, dem Geschäftsfreunde des Verstorbenen die unheilvolle Situation von Broof u. Son zu enthüllen. Doch die Ehrlichkeit forderte es. Er konnte sich unmöglich mit der Tochter des Mannes verloben — vorausgesetzt natürlich, daß die Herzen sich doch noch fanden, — ohne ihm den loyalen klaren Wein über seine verzweifelte Vermögenslage einzuschenken.

Mit leisem Herzpochen sprach er so schonend als möglich von den ragenden Passiven der Firma. Es gab übrigens auch kein Entringen, denn Ronald hatte das „vertrauliche“ Gespräch mit der Frage eröffnet:

„Nun, mein Junge, wie stehen die Geschäfte?“

Als Robert den Stand einigermaßen verständlich dargelegt hatte und nun mit einigem Angstgefühl auf den väterlichen Freund starrte, fielen ihm bei dessen völliger Unberührtheit von der lichtlosen Eröffnung etliche Mühlsteine vom Herzen.

Ronald saugte einige lange Züge aus der Henry Clay, stieß seelenruhig sechs formvollendete Rauchringe zur Decke, die sich im Fluge kreuzten, durcheinander schlüpften, verringelten, vereint weiterzogen, und sagte dann mit verständnisvollem Kopfnicken:

„Genau, wie ich vermutet habe. Ihr seliger Vater machte mir bei meinem letzten Hiersein schon Andeutungen, die mich seine prekäre Lage erraten ließen. Und Ihr Brief gab mir die letzte Gewißheit. Tut aber nichts. Wieviel, glauben Sie, ist nötig, um die Firma wieder flottzumachen?“

Er blies wieder sehenswürdige Ringe.

Bob zauderte. Dann gestand er mutig: „Etwa eine Million Dollar.“

Er hatte Staunen, Bestürzung, Unmut erwartet. Doch er hatte sich getäuscht.

„Sm“, machte Jeremia gemütllich, „eine Million. All right.“

Wieder polterten einige — die letzten — Mühlsteine aus Roberts Brust.

„Gut Gott, der kleine Mann da vor ihm war groß! Ronald warf den Zigarrenstummel in die Bronzeshale. Bob sprang auf und bot ihm eine andere, reichte ihm Feuer, der Alte paffte sie umständlich und fürsorglich an und begann von neuem:

„Das Geschäft an sich ist gut —“

Eifrig bestätigte Bobby.

„Und ich brauche es. Sehen Sie, mein Junge, ich sitze da im Hinterland und produziere schöne prima Baumwolle. Sie sitzen am Ausfalltor zur Welt und werfen sie auf die Erdfugel hinaus. Wir bauen die Ware, Sie bringen sie unter die Leute. Ohne euch sind wir nur halb, ohne uns seid ihr nur halb. Ich liebe Halbheiten nicht. Aber zwei Halbe geben ein Ganzes. Schaffen wir dieses Ganze.“

„Mit Freuden“, entfuhr es Bob unbedacht.

„Und nun kommt das Wichtigste, mein Junge.“

Robert wußte, was jetzt kam. Die Liebe, das war das Wichtigste. Er versuchte krampfhaft, hoffnungsvoll dreinzublicken.

„Es ist doch immerhin möglich, daß meine Tochter Ihnen nicht gefällt“, bedachte Ronald.

„Oh“, wehrte Bobby matt.

„Daß ihr Herz nicht spricht.“

„Die Herzen sich nicht finden“, ergänzte Robert für sich und versuchte herzlich, ungläubig zu lächeln.

„Möglich ist es immerzu“, beharrte Jeremia, „und ohne Liebe werden weder Sie noch mein Kind heiraten.“

„Selbstverständlich nicht!“ stieß der junge Brook mit bleicher Überzeugung hervor.

Auch in diesem Falle würde ich Ihnen die Million vorstrecken.“

Bobby blieb der Atem fort.

„Wa — a —?!“

Ronald nickte.

„Oh!“ rief Robert abermals. Doch diesmal war es ein Jauchzen.

Und als er wieder vollends über seine Atmungsorgane verfügte, sprudelte er hervor:

„Sie würden — auch wenn die Ehe nicht zustande käme?! Mr. Ronald — Sie sind — Sie sind — Sie sind groß — noch größer, als ich dachte — bewundernswert —“

Ronald sah ihn mit kaum verhehltem Sarkasmus an.

„Meine Tochter scheint Ihnen nicht allzustarke Empfindungen einzufloßen“, sagte er mit einem trockenen Lächeln.

„Oh doch — doch!“ versicherte Robert eiligst. „Sie ist ein reizendes Mädchen — wirklich ganz reizend. Nur, daß Sie auch ohne verwandtschaftliche Bande die Million — nicht wahr —? Ganz abgesehen von der Liebe — imponierend — unerwartet — das Geschäft wieder flott —“

Er verhedderte sich unlöslich.

Jeremia tat feinsüßlich, als merkte er nichts. Geschäftsmäßig erklärte er:

„Ich habe Vertrauen zu der Sache und zu dem Sohn meines alten Freundes Brook. Natürlich würde ich Teilhaber werden —“

„Natürlich.“

„— und einen meiner Leute als Vertreter in Ihre Firma einsetzen. Das soll kein Mißtrauensvotum gegen Sie bedeuten, mein Junge.“

„Natürlich nicht.“

„So. Das wäre das Wesentlichste. Und morgen werde ich mir mal Ihre Bücher ansehen.“

Damit erhob er sich.

Robert schloß sich bewogen, noch einige Worte des Dankes zu sagen. Es wogte und wallte mächtig in ihm. Doch Ronald schritt schon auf die Tür zum Salon zu. Da blieb Bob nichts übrig, als seinen Dank in Zuvorkommenheit umzumünzen.

Er eilte zur Tür und rief sie mit dem Pflächteifer eines gut geschulten, aufmerksamen Kammerdieners auf. Doch er prallte zurück.

Denn eng beieinander auf dem kleinen grünseidenen Sofa saßen Florence und der Polizeimeister.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann, der unter die Schriftsteller fiel.

Von Peter Robinson.

Es ist eigentlich unerklärlich, wie der Mann dazu kam, die Geschichte zu erzählen. Er sah gar nicht aus, wie einer, der Fremden gleich sein Herz ausschleibt. Auch hatte er kaum Grund gehabt, an dem Tisch der Schriftsteller Platz zu nehmen. Ersichtlich müde war er in das Kaffeehaus getreten und hätte sich an irgend einem andern Tisch bequemer niederlassen können. Aber nein, er ging durch das ganze Lokal bis in die Ecke, wo die sechs Schriftsteller ihren Stammtisch hatten: der Romandichter Bogenhard, der Dramatiker Gallowang, der Kritiker Lorenz, der Schwanzfabrikant Stählinger, der Filmar Kärzel und der Humorist Pleischle. Zu diesen setzte er sich. Nun, vielleicht geschah es aus reinem Zufall.

Der fremde Mann trank seinen Kaffee, streckte sich eine Zigarre an und schien sich nun etwas erfrischt zu fühlen. Dann machte er — und auch hierzu lag gar kein Grund vor — den Mund auf und erzählte schlicht und leitsam trocken:

„Fünf Jahre ist es jetzt her, da lernte ich Anna Müller kennen, als sie in dem Kontor angestellt wurde, wo ich Buchhalter war. Es war in einer anderen Stadt, weit von hier. Sie war neunzehn Jahre alt und sehr schön. Ich verlebte mich in sie, machte ihr einen Antrag, und wir verlobten uns — zunächst heimlich, denn ein Verlöbts zweier seiner Angestellten wäre unserem Prinzipal nicht recht gewesen. Ein Vierteljahr später fehlte in der Portofasse, die Anna Müller anvertraut war, ein Betrag, der nicht groß war, aber doch nicht nur durch Fahrlässigkeit verschwunden sein konnte. Anna gab dem Chef zu, das Geld entwendet zu haben. Der Mann war rücksichtslos: er zeigte Anna Müller an, und sie wurde zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Ich selber verließ jene Stadt und habe Anna seitdem nicht wieder gesehen, — bis heute Mittag. Das ist so gekommen. Ich bin erst seit acht Tagen am hiesigen Ort, und da traf ich gestern unvermutet meinen alten Freund Paul, der hier einer der angesehensten Geschäftsleute geworden ist, ein Mann von untadeligem Ruf und mit weitreichenden Beziehungen. — „Du schickst mir der Himmel, alter Junge“, sagt er; „gerade brauche ich den Rat eines Freundes, dem ich mich anvertrauen kann. Ich habe eine Sekretärin, ein wunderschönes Mädchen. Ich liebe sie und bin gewiß, daß sie meine Neigung erwidert, doch habe ich mich noch nicht entschließen können, zu ihr zu sprechen. Es ist immerhin ungewöhnlich, wenn ein Mann in meiner Stellung seine Sekretärin heiratet. Du sollst mir raten! Komm zu mir und ich bei mir zu Mittag, — sie wird dabei sein, du wirst sie beurteilen. Dann überlege für mich: ich werde ganz nach deinem Rat handeln.“ — Nun gut, ich bin also zu meinem Freunde Paul gegangen. Was erlebe ich? Die Sekretärin ist Anna Müller, noch schöner als einst. Sie erkennt mich, zuckt zusammen und flüstert mir zu, ich solle sie nicht verraten. Mein Freund ahnt nichts. Als ich ging, hat er mir gesagt: „Überlege, und heute abend kommst du zu mir und sagst mir deine Meinung.“ — Ja, und nun bin ich durch die Straßen gelaufen, bis ich zum Umfallen müde war, und habe nachgedacht und weiß doch nicht, was ich tun soll. Darf ich schweigen? Muß ich meinem Freunde die Wahrheit sagen? Das ist wirklich eine schlimme Geschichte.“

Darauf kniff der fremde Mann die Lippen zusammen, so fest, als wollte er nie wieder etwas sagen. Bogenhard, der Romandichter, wandte sich halb zu ihm, halb zu den Kollegen. „An der Geschichte sind zunächst einige wesentliche Mängel festzustellen. Sie ist ein Rohstoff, der nach der psychologischen Seite hin mancher Ergänzung bedarf. Es fehlt vor allem die Erklärung, warum diese Anna Müller — — übrigens, der Name ist ganz unmöglich, ginge gar nicht in einem Roman. Ich würde Renate vorschlagen, Renate Berghoff meinestwegen. Also: wie kam Renate Berghoff damals dazu, das Geld zu entwenden? Entweder hat sie es aus Leichtsinn getan und einem egoistischen Motiv folgend, — vielleicht aus Eitelkeit. Es ließe sich aber auch ein edler Grund denken: sie hatte einen alten, kranken Vater zu pflegen, und um ihn zu retten, beging sie die unter solchen Umständen ganz anders zu beurteilende Tat. Auf das Motiv der Renate Berghoff kommt es an, wenn Sie sich nun entscheiden sollen, was Sie Ihrem Freunde Paul — auch wieder so ein Name! — Ihrem Freunde Gallowang sagen werden. Dann aber haben Sie noch gar nichts von Ihrer eigenen Wippe gesagt. Der Fall birgt doch auch Konflikte, die Sie selbst betreffen. Angenommen, Sie lieben das Mädchen noch immer — —“

„Das ist es!“ rief hier der Dramatiker Gallowang dazwischen. „Aber zuerst muß festgestellt werden, daß hier doch große Schwierigkeiten für die Exposition des Dramas vorliegen. Die Geschichte mit dem Gelde liegt fünf Jahre zurück. Das Publikum sieht das doch nicht; es wäre lächerlich, etwa

einen ersten Akt machen zu wollen, der diese Vorschichte bringt. Das Drama beginnt natürlich gleich mit dem Wiedersehen, — die zurückliegenden Geschehnisse könnte man vielleicht doch geschickt erklären. Eine großartige Szene wäre jene, wo Renate Berghoff — nein, der Name gefällt mir nicht! Sagen wir lieber: Clarissa! Oder nein, das ist auch nicht das Richtige, das doppelte S hört zu sehr. Camilla, das klingt; hören Sie: O Camilla! Vortrefflich, nicht wahr? Eine Szene von riesiger Wirklichkeit also wäre jene, wo Camilla Sie anfleht, sie nicht zu verraten. Sie sind erschöpft! —

Jetzt menagte sich Lorenz, der Vor... an. Er stammelte:

„So schön bist du, so prangend schön!

Ich konnte niemals dich vergessen,

Und nun, beim ersten Wiedersehen — —“

„Ach was, das ist ja alles Unsinn!“ schrie da Stählinger, der Schwankfabrikant. „Geld entwendet, ein Monat Gefängnis — alles Blödsinn! Aber die Sache läßt sich ganz einfach umkrempeln. Nicht die Tilly Kumpelmeier — denn von Camilla usw. kann doch nicht die Rede sein! — nicht die Tilly sitzt in der Patsche, sondern Sie. Vor ein paar Jahren haben Sie ein Tschelmechtel mit ihr gehabt, und dann sind Sie auseinander gekommen. Jetzt sind Sie im Begriff, eine sehr gute Partie zu machen. Da schneit in das Haus Ihrer demnächstigen Schwiegereltern unvermutet die Tilly hinein. „Na, guten Tag!“ sagt sie; „wie geht es dir?“ Die demnächstigen Schwiegereltern, die Braut, natürlich auch noch ein komischer Onkel und eine Tante sind dabei, und nun sitzen Sie in der Patsche. Sie wollen sich herauslügen, Sie geben Tilly, die Sie doch geduzt hat, für Ihre Schwester aus. Sie schwärzeln, daß sich die Balken biegen. Der komische Onkel verliebt sich in Tilly — —“

Halt, ich hab's!“ rief nun auf einmal Kärger, der Filmautor, dazwischen. Er zog Notizbuch und Bleistift hervor. „Die Sache ist anders. Irma — ich sage: Irma! — das blonde, schöne, arme Mädchen hat ja damals die Tat gar nicht begangen. Sie selber sind es gewesen, der das Geld genommen hat. Aber ohne es zu wissen, — in einem Dämmerzustand sind Sie an die Kasse gegangen. Von diesem Dämmerzustand hat aber wieder Irma nichts gewußt, und um Sie, Ihren Verlobten, zu retten, hat sie die Schuld auf sich genommen. Sie treffen Irma auf einem Feste wieder, auf einem Ball beim Grafen Hohenembs, der Irma heiraten und ihr alle seine Besitzungen zu Füßen legen will. Abends unternimmt Graf Hohenembs mit seinen Gästen eine Fahrt auf seiner Yacht, — Mondscheinfahrt auf stillem Meere, gibt entzückende Bilder. Sie sprechen mit Irma, Sie drohen, zu enttuschen — Irma stürzt sich ins Wasser. Wird natürlich gerettet, von braven Fischersleuten, bei denen sie dann einige Zeit lebt. Nun aber paßten Sie auf: Sie erkrankten vor Aufregung, in Fieberhalluzinationen sehen Sie die traurigen Bilder von einst, erkennen nun aber die Wahrheit: Sie leben sich selbst, wie Sie damals im Dämmerzustande an die Kasse gingen. Sie erwachen aus Ihren Fiebertäumen, Sie erwachen, sage ich —“

Der Filmdichter, in Feuer geraten, stieß mit seinem Bleistift dem fremden Mann gegen die Brust. Der fuhr zusammen. Er sah auf, strich sich über die Stirn und stand auf. Dann sprach er, nicht gerade laut, aber doch mit Nachdruck: „Ihr seid ja alle verrückt!“ und verließ langsam das Lokal.

Am Tisch der Schriftsteller trat für einige Zeit ein, was dort selten einzutreten pflegte, nämlich Schweigen. Schließlich suchte Bogenhard, der Romandichter, die Aufheben. „Es wird sich doch nichts aus der Sache machen lassen“, sagte er, und die anderen nickten. Nur der Humorist Bleische meinte: „Na, am Ende könnte das doch eine ganz nette kleine Geschichte geben.“

Wie Hans Lustig in die Ehe sprang.

Von Selga Hennig.

„Rein ins kalte Wasser!“ sagte Hans Lustig, „es nützt alles nichts, man muß beginnen, sich abzuhärten. Es ist Zeit — zu heiraten.“

Kurioser Gedanke, viele Frauen aufzugeben um die eine. Wäre es nicht natürlicher, eine aufzugeben um der vielen willen?

Die Ehe ist wie kaltes Wasser. Wie alle Vergleiche, hinte auch dieser: aus dem Wasser kann man heraus, in der Ehe ertranken auch Schwimmer; im Wasser macht man sich Bewegung, in der Ehe wird man bewegt.

Hans Lustig hatte schon viele Frauen verlassen, aber bei einer Frau auszuhalten, hatte er noch nicht versucht. Doch geheiratet mußte sein. Wie man aus Gesundheitsrückfällen schwimmt, so war auch die Ehe ein Vorbeugungsmittel gegen die Gebrechen des Alters: Versettung und Verweltlichung. Wie das kühle Aah Erquickung, so sollte die Ehe einen er-

frischenden Zug in sein Leben bringen. Der Kampf mit dem Element würde sich in der Ehe als Kampf der Gekochten fortsetzen, und da wie hier würde er Sieger bleiben. Im Grunde ist es gleich, weshalb man heiratet. Wie für jeden Mann die Zeit kommt, in der er sich nach dem häuslichen Herde sehnt, gibt es auch für jeden den Punkt, an dem er erkennt, daß es so nicht weiter geht. Einsamkeitsgefühle, Atembeschwerden lassen den Wunsch nach einer Lebensgefährtin immer dringlicher werden.

Also Hans Lustig war fest entschlossen, zu heiraten — er wußte nur nicht wen. In Gedanken ließ er die zwölf schönsten Bubiköpfe seiner Freundinnen Revue passieren. Welche Frau würde zu ihm paßen? Welche ihn lieben? Hier erwies es sich, daß Hans, zwar großzügig und vielseitig veranlaßt, unmodern genug war, von der Ehe sich allerhand zu versprechen, wie es eben jeder tut, der das kalte Wasser nicht kennt und es nur nach seiner schimmernden Oberfläche beurteilt. Es sollte gewissermaßen eine auf Liebe gegründete Verstandesheirat werden, bei deren Zustandekommen ihn Vernunftgründe, die Frau aber ihre Gefühle leiten sollten. Denn darüber war Hans Lustig sich klar: nur eine Frau, die ihn liebte, war würdig, seine Gattin zu werden.

Aber wie die Richtige finden? Nun, ganz einfach, indem man die Falschen ausschied. So schrieb Hans an jede der zwölf Favoritinnen, die er in abgeklärtem Verfahren Billi, Dilli, Filli, Gilli, Hilti, Killi, Milli, Nilli, Silli, Tilli, Willi, Zilli nannte, folgende Zeilen:

Einzig Geliebte!

Am Mittwochnachmittag gebe ich zum Abschied von meinem Junggesellenleben einen Bohnenkaffee und erwarte Dich um 4½ Uhr.

In Treue fest

Dein Hans.

Der Tag war da und mit ihm pünktlich wie nie die zwölf Freundinnen. Schwarze, rote, blonde, Witwen und Waisen, geschiedene Frauen, Mädchen und Matronen, alles vertreten, eine bunter als die andere gepudert und geschminkt, duftig gewandet, nadenrasiert, verführerisch, wie es sich für einen Junggesellenbesuch ziemt.

Alle sprachen eifrig durcheinander, aßen, tranken, rauchten, schnapsten, kicherten, scherzten, lachten. „Ach, Hans, du bist doch der Beste! Hanschen, einen Kuch! Hanst, sei lieb! Mein guter Hansemann!“ Es war eine ausgelassene Stimmung, in die plötzlich eine ernste Note dadurch fiel, daß Dilli, die Chorführerin, entschlossen die sie alle bewegende Frage anschlug:

„Nun mußt du uns aber endlich sagen, wer deine Frau wird!“

„Ja, das weiß ich selbst noch nicht!“

„Nanu! Wieso?“ erregt klangen die hohen Frauenstimmen.

„Eine von euch!“

Schreie des Entzückens, Sturmangriff des Duktens auf den hinter den Schreibtisch flüchtenden Hans.

„Einziger! Goldiger! Süßer! Mich! Mich! Ich! Ich!“

Hans strahlte beglückt angesichts der Beliebtheit, deren er sich erfreute.

„Ich liebe euch alle, ihr wißt es, als ich heralich, tief und treu. Da bleibt mir keine andere Wahl: das Los soll entscheiden. Ich habe — er zeigte auf einen cremereichen mandelbestreuten Kuchen — in eines der zwölf Stücke dieser Torten eine Kaffeebohne einbauen lassen. Wer sie findet, soll die Meine sein! Aber, merkt wohl auf, eine Bedingung stelle ich und ich muß auf ihrer Erfüllung bestehen: wer die Bohne hat, meldet sich nicht sogleich, sondern ruft mich erst morgen früh an. Es ist besser so, schon um den vom Schicksal nicht Begünstigten das Gefühl der Zurücksetzung zu ersparen. Ich wiederhole nochmals: nicht vor morgen früh, ich komme dann sofort und wir feiern Verlobung!“

„Einverstanden!“ riefen die meisten, während einige besonders Schlaue darüber nachdachten, wie man aus diesem Gottesurteil wohl als Siegerin hervorgehen könne.

Das Wettessen begann, und merkwürdig, es schien, als ob jede der zwölf die Bohne hätte. Eilig verabschiedete sich das Duktend. Verheißend und bedeutungsvoll blickten sie alle ihm ins Auge.

„Uff!“ stöhnte Hans Lustig. Kaum hatte er es ausgesprochen und sich in den Klubessel gestreckt, als das Telefon schrillte.

„Hier deine Braut Billi — ich habe die Bohne!“

„Gilt nicht!“ erwiderte Hans. „Ich habe ausdrücklich gesagt: erst morgen früh!“

Den ganzen Abend klingelte der Havarat. Milli, Milli, Milli, eine immer ungeduldiger und erwartungsvoller als die andere, alle stellten sich als Bräute vor.

Hans wehrte sich verzweifelt und bedauerte, indem er auf die Bedingung verwies, keine der Bewerberinnen anerkennen zu können.

Nun fehlte nur noch Milli. Der Abend verging, der Morgen nahte, der Mittag, der Nachmittag kam, und noch war kein Anruf erfolgt. Da nahm Hans Lustig ein Auto, brauste davon, stürzte die Treppen herauf und fiel jubelnd der blonden Milli um den Hals.

„Du bist die Rechte! Du hast die Probe bestanden! In jedem Stück Lorte war eine Bohne. Ich hatte mir vorgenommen, die zu heiraten, die dem Anschein nach mich nicht will. O, du! Zurückhaltend, nicht berechnend, vornehm, taftvoll, mich liebend und dabei als echte Frau diese Reizung schamhaft unter der Maske der Gleichgültigkeit verbergend, du, du bist's, du — Welten der Liebe schließen mich ein, Wogen des Glückes schlagen über mir zusammen — ich schwimme — schwimme — in Selbsteit —“

Milli sank in seine Arme; ihr Köpfchen errötend an seinem Herzen bergend, lächelte sie innig zu ihm auf.

Das in ihrem Stück Kuchen keine Bohne gewesen war, hat sie nie verraten; denn auch Frauen können schweigen, wenn es ihr Glück gilt.

Neue Bücher

* Ludwig Reeg: „Vom festlichen Warten“. (C. D. Beck, München). Ludwig Reeg ist keiner, den „man kennen muß“, aber wer ihn kennen gelernt hat, weiß, daß hier abseits vom breiten Wege einer unter uns geht, der zum höchsten Werte des Christentums ein stilles, stetes Verhältnis hat, das ihm Klarheit schenkt, die der Tageslärm verläßt. Seiner nicht kleinen Lesergemeinde — sein Büchlein „Vom tiefen Wirklichkeit“ ist schon in 8. Auflage erschienen — bietet der eben 60 Jahre gewordene und in Wiesbaden lebende Ludwig Reeg nun eine nachträgliche Geburtstagsgabe. „Vom festlichen Warten“. Es sind Gedanken, Verse von künstlerischer Sprachgestalt. Die Seelenhaltung Reegs ist die des Wartens, das mehr ist als alle Erfüllung. Sie verharret im Warten. Aber in dieser Haltung des Wartens ist die Seele nicht dumpf, resigniert, sondern die Seele feiert Feste. Und wunderbar! Diese Feste feiert sie in der Bewegung. Und der Meister dieser Bewegung ist J. S. Bach, dessen Innerstes sich Reeg ganz erschlossen hat. Diese ganz köstliche Frucht des religiösen Dichters — denn das ist Reeg — wirkt wie ein Balsam auf die nervöse, richtungslose Bewegungslust des modernen Menschen.

* Gustav Frenssen: „Otto Babendiehl“. Roman. (W. Grothschke Verlagshandlung, Berlin SW. 11.) Der breit angelegte und Zeit wie Menschentum einer Generation umfassende neue Entwicklungsroman Frenssens erzählt den Werdegang eines holsteinischen Dorfschmiedsungen aus ärmlichen Verhältnissen, durch die Kindheit des Landes, die Schulwelt der Kleinstadt, zur Studienzeit in München und zum Redakteurberuf in Hamburg; eine junge Ehe bricht ab; der Krieg reißt das persönliche Suchen und Reiten in Zeit- und Volksgeheimen; bis nach langen Kampf- und Notabreiß dem Manne die Stunde der Stille, des Glücks, der Arbeit blüht. Was uns an diesem Roman, der mit prachtvoller Anschaulichkeit die Wirklichkeit vor Augen stellt, so fesselt und bewegt, ist seine blutwarme Menschheit und gütige Weisheit, ist ferner aus edelster Weltanschauung geborene Humor der Einsicht und des Verständnisses, der unsere großen deutschen Epiker von Grimmselshausen bis W. Raabe von je kennzeichnete, und ist zuletzt jene tiefe, innere Wahrhaftigkeit, durch die wir erkennen: hier ist unsere Zeit, unsere Welt, das Leben unserer Zeit mit ihren ewig ältlichen und den aus ihr neu hervorgewachsenen Problemen eingefangen.

* Walter Frhr. v. Rummel: „In St. Peters Hut“. (Verlag von J. Neumann, Neudamm.) Walter von Rummel, unseren Lesern durch manchen interessanten Beitrag in der Unterhaltungsbeilage bereits bestens bekannt, bringt in dem vorliegenden Büchlein Skizzen und Erzählungen fischerischer Natur. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als ob das Buch nur für den Fischer geschrieben wäre. Im Gegenteil! Rummel unternimmt es in seinem neuen Buche, die Fischerei und die nähere Beschäftigung mit der gesamten Fischwelt auch dem Laien verständlich, lieb und wert zu machen. Und man muß sagen, daß dies Wagnis ihm völlig geglückt ist. Jeder, der Freude zur Natur und

ihre in-imen Beobachtung hat, wird diese neueste Veröffentlichung Walter v. Rummels mit größter Befriedigung zur Kenntnis nehmen und, hat er das Büchlein einmal aufgeschlagen, es nicht mehr aus der Hand legen, bevor er nicht die letzte Seite zu Ende gelesen. Ein kräftiges Beiße dem fröhlichen, lebensbejahenden Buche auf seinen Weg!

* Ernst Didering: „Inseln des Sturms“. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von Esse v. Hollander. (Georg Westermann, Braunschweig.) Sturmwind braust durch dies Buch. Es tracht auf Eis und Schiffsplante, Mensch kämpft gegen Menschen und Natur, und wo Schicksal derb zuvack, bäumt Härte trotzig sich auf. Ein Geschlecht lebt auf diesen Inseln, das, oft darband, dem Meere sein kärgliches Brot abringt und doch mit ärtlicher Liebe an der unfruchtbaren, wogenumbrandeten Scholle hängt — Burtschen, denen das Wasser loder in der Tasche sitzt, wenn es um die Mädchen geht oder um die Ehre der Sippe. Viele ziehen als Seelente hinaus in die Welt, weit fort — manchen behält das Meer, aber die anderen kehren zurück in die Heimat auf ihre Hallig. Szenen gestaltet Didering, die in ihrer unerbittlichen Strenge und Härte auf das tiefste ergreifen. Ein Dichter schildert Menschen und Natur in ihrer ganzen Größe, so daß sie zum erschütternden Erlebnis werden.

* Frans Masereels Bilderromane: „Das Stundenbuch“. 165 Holzschnitte mit Einführung von Thomas Mann. „Die Sonne“. 63 Holzschnitte mit Einführung von Karl Georg Heise. (Kurt Wolff Verlag München.) Aus Thomas Manns schöner Einführung sei hier nur eine Seite wiedergegeben, die besser als sonst etwas in die eigenartige Kunst von Masereels „Romanen in Bildern“ einführen kann. Thomas Mann schreibt: Verdunkelt das Zimmer! Setzt euch zur Leselampe zu diesem Buche hin und laßt ihren gesammelten Schein auf seine Bilder fallen, während ihr Blatt um Blatt wendet; nicht allzu bedächtig; es ist kein Unglück, wenn ihr nicht jedem Bilde gleich ganz auf den Sinn kommt, so wenig, wie das an gewissem anderen Orte Entschendendes ausmacht. Laßt seine kräftig-weißen, licht- und schattengewegten Gesichte ablaufen, vom ersten angefangen, von dem im Qualme schief dahinbrausenden Eisenbahnwagen, der den Helden ins Leben trägt, bis zu dem Sternenhimmel eines Entfleischten zuguterlekt: wo seid ihr? Von welcher allbeliebten Unterhaltung glaubt ihr euch hingegenommen, wenn auch auf unvergleichlich innigere und reinere Weise hingegenommen, als es euch dort denn doch wohl je zuteil geworden? Eine ausländische Filmzeitschrift fragte neulich herum, ob man glaube, daß aus dem Cinema je etwas Geistig-Künstlerisches gemacht werden könnte. Ich antwortete: „Ob, doch“. — Welcher Film, wurde weiter gefragt, von allen, die man je gesehen, einen am meisten gerührt hab? Ich schrieb: „Masereels Stundenbuch“.

* Ewald Banse: „Das Buch vom Morgenlande“. (R. Voigtländers Verlag, Leipzig.) Kein Werk sooffiger Gelehrsamkeit, auch keine lose Sammlung von Auserlesenen. Banse umreißt zuerst die großen Linien des Morgenlandes, zeigt seine artechtesten Züge auf und — dies ist etwas ganz Neues in der Betrachtung der Länder und Völker — stellt es dem Abendlande gegenüber, so daß jeder aus dem Bekanntem das Unbekannte um so eindringlicher begreift. Landschaft, Rasse und Kultur beider Welten erscheinen so in all ihrer Eigenart. Und dann entrollt sich das riesenhafte Gemälde des Orients in seinen Einzelheiten. Wir erleben den Zauber von Wüste und Steppe, träumen im Gesang der Dafenbrunnen und verweilen im Dämmer der Moseen. Die kühlen Hallen der Basare umschließen uns und die Harems öffnen ihre geheimnisvollen Pforten. Alle Wesenheiten jener farbigen und verschlossenen Welt läßt hier ein Gelehrter, Reisender und Dichter vor unseren erwartenden Augen erstehen.

* „Zur festlichen Stunde, aus fröhlichem Munde“ betitelt sich ein Bändchen kleiner Festgedichte und Festspiele für Haus und Schule, von der Wiesbadenerin Elisabeth Frank verfaßt und herausgegeben, das soeben (im Hugo Steinis Verlag, Berlin W. 35) erscheint. Das Büchlein enthält in reicher Fülle und Abwechslung Glückwünsche, Grüße und Sprüche für alle festlichen Gelegenheiten, die sich im Familienkreise oder in der Bekanntschaft ergeben. Daß sich darunter auch mehrere Weihnachtswünsche und kleine Weihnachtsspiele befinden, sei im Hinblick auf das nahe Fest besonders hervorgehoben. Von ähnlichen Sammlungen unterscheidet sich das Franksche Buch dadurch sehr vorteilhaft, daß es nicht die seit Jahrzehnten übliche Schablone anwendet, sondern neue Gedanken in eine ansprechende Form bei einwandfreiem Versmaß und flüssigen Reimen zu kleidet weiß.